



Foto (Auschnitt): Stefan Malschorn für DIE ZEIT/www.malschornfoto.de; Horst Gauschka/fotografie-allianz.de; Philipp Szyzyp/picture-alliance/dpa (dt. Foto von u.u.)

WAS BEWEGT ...

Corny Littmann?

Kiezkultur trifft Business

Mit seinem Schmidt Theater belebte er die Hamburger Reeperbahn. Nun will der Unternehmer den FC St. Pauli wieder in die erste Bundesliga führen **VON FELIX ROHRBECK**

In einem karierten Dreiteiler schaut der Mann durch eine halb geöffnete Tür in die Nacht hinaus und lauscht. Man hört ein Donnern und dann das Heulen von Werwölfen. Der Mann gibt Schüsse ab, dann entschwindet er in die Dunkelheit. Für Sekunden herrscht Stille. Plötzlich taucht Corny Littmann wieder auf der Bühne auf: in einem schwarzen Frauengewand und mit künstlichen, zu einem Dutt gebundenen Haaren. Mit hoher Stimme fragt er: »Hab ich da etwa Schüsse gehört?« Das Publikum lacht und applaudiert.

Wie in der Gruselkomödie um *Das Geheimnis der Irma Vep* ist es auch im richtigen Leben: Mithelos schlüpft Corny Littmann in neue Rollen. In den siebziger und achtziger Jahren zog er mit schrillen Schwulentheatern durchs Land, zwischendurch war er Spitzenkandidat der Hamburger Grünen. 1988 eröffnete er auf der Reeperbahn das Schmidt Theater und, drei Jahre später, das Schmidts Tivoli.

Heute ist Littmann Schauspieler, Theaterunternehmer – und Präsident des FC St. Pauli. Der erste bekennende Schwule im deutschen Profifußball. Als er 2002 an die Spitze des Vereins trat, war der fast pleite und stieg dann in die dritte Liga ab. Heute ist der Klub schuldenfrei und steht in der Zweiten Bundesliga auf dem zweiten Tabellenplatz. Gut möglich, dass der Klub mit dem Totenkopf-Emblem nächste Saison in der Bundesliga gegen Teams wie Bayern München, Werder Bremen oder den HSV antreten wird.

Er weiß genau, wie man das Publikum auf dem Kiez ansprechen muss

Über den Bau eines neuen Stadions diskutiert man am Hamburger Millerntor bereits seit dreißig Jahren. Nun wird er Wirklichkeit. Stolz führt Littmann durch die Séparées und Geschäftslogen der bereits fertig gestellten Südtribüne. Eigentlich gilt beim FC St. Pauli schon der Abriss maroder Toiletten als Verrat am Kultcharakter des Vereins. Doch Littmann ist es gelungen, Kiezkultur mit Business-Chic zu kombinieren. Ein Beispiel: die Loge der Werbeagentur Jung von Matt: mit Altar und barocken Engeln ist sie wie eine Kapelle eingerichtet. Kirchenvertreter kritisieren das als Blasphemie, zum Image des Vereins aber passt die schräge Loge bestens.

Littmann hat ein Gespür für die emotionale Bedeutung des Stadionneubaus. Als Mitte November die Haupttribüne abgerissen wurde, veranstaltete er eine Abschiedsparty, zu der mehr als 3000 Fans kamen. Um kurz vor acht ging das Licht aus, feierliche Musik ertönte, und auf der Südtribüne wurden Tausende von Wunderkerzen entfacht. Schließlich war es Littmann, der sich in Holzfällerhemd, Latzhose und mit einem Bauarbeiterhelm in einen riesigen Bagger schwang – und die ersten Betonpfeiler zum Einstürzen brachte.

Die Inszenierung passt zu Littmann. Wer ihn von der Bühne kennt, hat ihn als Rampensau erlebt. Am Abend nach seinem Auftritt im *Geheimnis der Irma Vep* wirkt er dagegen fast schon in sich gekehrt. Er schüttelt Hände, grummelt ein paar Worte, holt sich einen Rotwein, gibt einen Grunzlaut von sich.

Seine drei Leben

Cornelius »Corny« Littmann wurde 1952 in Münster geboren und lebt seit 1970 in Hamburg. Sein Vater war der renommierte Finanzwissenschaftler **Konrad Littmann**, der im vergangenen Jahr starb. Der Sohn studierte nach dem Abitur **Psychologie** und trat in den siebziger Jahren in der schwulen Theatergruppe Brühwarm auf. 1980 kandidierte er bei der Bundestagswahl für die **Grünen** als Spitzenkandidat in Hamburg. Zwei Jahre später gründete er mit anderen Kabarettisten das Tourneetheater Familie Schmidt, dem sich später auch der als **Lilo Wanders** (Foto oben) agierende Schauspieler Ernst-Johann Reinhardt anschloss.



1988 eröffneten die beiden mit weiteren Gesellschaftern das **Schmidt Theater** auf der Reeperbahn in Hamburg (Foto links). 1999 wurde Corny Littmann, der sein Theater nach wie



vor ohne öffentliche Zuschüsse betreibt, als »Hamburger Unternehmer des Jahres« ausgezeichnet. Im Jahr 2003 wählte ihn die Mitgliederversammlung des **FC St. Pauli** zum Präsidenten des Fußballvereins. 2007 wurde er für weitere vier Jahre in diesem Amt bestätigt. Zurzeit wird das **Stadion am Millerntor** (Foto unten) schrittweise erneuert. Als Erstes entsteht die neue Tribüne in der Südkurve des Stadions. Die Haupttribüne soll zur nächsten Saison fertig werden. JUN



Littmann hat viele Seiten. Um sich ihm anzunähern, beginnt man am besten beim Theater. Während Staatsbühnen zu 80 bis 90 Prozent von Subventionen leben, lehnt Littmann Zuschüsse ab. Er sagt: »Wer einmal eine Taxiquote mit der Kulturbehörde abgerechnet hat, weiß, warum.« Ein typischer Littmann-Satz: kurz und knackig. Und doch keine Floskel. Littmann will das Theater »von der Bühne aus denken«. Die Alimentierung durch ein Subventionssystem, das nicht auf Aufführungen, sondern auf Strukturen zielt, lässt sich mit dieser Philosophie nicht vereinbaren.

Littmanns langjährige Freundin, die Grünen-Politikerin Krista Sager, attestiert ihm ein »untrügliches Gespür dafür, welche Art von schrägem, provozierendem, aber auch bewegendem Theater zur Reeperbahn passt«. Die Stücke werden viel häufiger aufgeführt als die der Staatsbühnen. *Das Geheimnis der Irma Vep* ist etwa schon ein paar Hundert Mal gelaufen. Das sei eigentlich noch zu wenig, sagt Littmann. »Es rechnet sich aber, weil wir auf der Bühne nur zu zweit sind.« Um die Vorstellungen selbst noch nach so vielen Aufführungen voll zu bekommen, wirbt Littmann auch in Nordrhein-Westfalen. Er sagt: »Andere Theater bieten ihre Karten zum Verkauf an, wir verkaufen Karten.« Für einen Moment wirkt er überrascht, wie schön er das formuliert hat. Es könnte ein neuer Standardsatz werden.

Littmann startete in den siebziger Jahren, als sich aus studentischen Kreisen und sozialen Bewegungen heraus freie Theatergruppen bildeten. Er spielte damals in der Schwulengruppe Brühwarm, die ihre Auftritte selbst organisierte. Es sei für die Truppe selbstverständlich gewesen, unternehmerisch zu handeln, sagt Littmann. »Aber auf die Idee, uns deshalb als Unternehmer zu bezeichnen, wären wir im Leben nicht gekommen.«

Es war eine wilde Zeit: Die Gruppe lebte in einer Wohngemeinschaft, man schlief auf Tour bei befreundeten Schauspielern und warf alle Einkünfte – ob Gage oder Bafög – in einen Topf. Littmann trug schulterlanges Haar und war, wie sich sein früherer Kollege Götz Barner erinnert, »bei jeder Schandtat an vorderster Front mit dabei.« Er verhandelte aber auch die Gagen und stellte Kontakte her. »Solche Dinge sind immer ganz von alleine bei Corny zusammen gelaufen«, sagt Barner. Schnell wurde Brühwarm zur erfolgreichsten Schwulengruppe in Deutschland, die Hallen mit 3000 Leuten füllte. Auf dem Höhepunkt des Erfolgs war Schluss. Littmann hatte keine Lust mehr.

»Das zieht sich durch mein ganzes Leben: Irgendwann kommt ein Punkt, da merke ich, ich will nicht mehr. Und dann will ich wirklich nicht mehr.« Es ist weit nach Mitternacht, als er das sagt. Littmann hat mehrere Gläser Wein getrunken und unzählige Menthol-Zigaretten geraucht. In der Bar des Theaters läuft eine Karaoke-Party, Betrunkene grölen Hits von den Ärzten, Queen und Bryan Adams. Littmann scheint den Lärm kaum wahrzunehmen.

Sein Leben ist durch steile Aufstiege und plötzliche Abbrüche geprägt. Als sich Brühwarm 1979 auflöste, trat er den Hamburger Grünen bei und wurde, nur ein Jahr später, ihr Spitzenkandidat bei der Bundes-

tagswahl. Bald danach beendete er seine politische Karriere. Das Machtgerangel in der Partei sei ihm zuwider gewesen, sagt er. Er glaubt aber, dass aus ihm »ein hervorragender Politiker mit großem demagogischen Talent« geworden wäre.

In der Hamburger Politik ist er heute bestens vernetzt und kennt Bürgermeister Ole von Beust seit mehr als zwanzig Jahren. »Wenn ich ihn treffe, sage ich, Ole, wir haben ein Problem, das müssen wir lösen.« Von diesen Beziehungen profitiert der FC St. Pauli. Dass die Stadt dem Verein für die Haupttribüne eine Bürgschaft von mehr als zwölf Millionen Euro gewährt hat, ist auch Littmanns Verdienst.

Er bescheinigt sich selbst »ein gesundes Verhältnis zur Prostitution«

Nach dem Intermezzo in der Politik zog Littmann weitere Jahre durchs Land. Aus dem Tourneetheater »Familie Schmidt« ging 1988 das Schmidt Theater hervor, das Littmann gemeinsam mit Ernie Reinhardt (alias Lilo Wanders) eröffnete. »Tagsüber standen wir im Büro, abends im Kassenhäuschen und nachts auf der Bühne«, erinnert sich Reinhardt. Zu nationaler Berühmtheit gelangten Littmanns Theater, als der NDR 1990 begann, die Schmidt-Mitternachtsshow live zu übertragen. Weil der Sender fürchtete, dass Obszönien über den Bildschirm gehen könnte, räumte er sich eine wöchentliche Kündigungsfrist ein.

Nach drei Sendungen mit guten Einschaltquoten war es allerdings Littmann, der kündigte – und von da an die Konditionen diktierte. So ganz genau kann sich Reinhardt daran heute nicht mehr erinnern, aber er sagt: »Ich war immer für die Freundlichkeit zuständig, Corny für das harte Geschäft.« Nach drei Jahren war es wieder Littmann, der die mit dem Grimme-Preis ausgezeichnete Sendung beenden wollte. Sein Ziel, die »Marke Schmidt national zu etablieren«, hatte er da längst erreicht.

Auch beim FC. St. Pauli zeigt Littmann seine harte Seite. Als er 2002 Präsident wurde, hielten ihn viele für eine Art Maskottchen. Die *Bild*-Zeitung verspottete ihn als »Tuntenpräsident«. Doch nach zwei Wochen griff er durch, entließ zahlreiche Mitarbeiter aus der Vereinsführung und verordnete dem Klub einen Sparkurs. Für Spieler, die neu angeworben wurden, galt zeitweilig eine Gehaltsobergrenze von 3000 Euro brutto. Als St. Pauli 2003 vor dem Lizenzentzug stand und Littmann fast zwei Millionen Euro aufreiben musste, stampfte er die legendäre »Retter-Kampagne« aus dem Boden: Innerhalb weniger Wochen verkaufte der Verein 100 000 T-Shirts, die ihre Träger als »Retter« des Kultklubs ausweisen.

Weil braune T-Shirts bald ausverkauft waren, ließ Littmann auch auf Rosa drucken und nahm, um den Absatz anzukurbeln, im Minirock und in Begleitung junger Männer an der Parade zum Christopher Street Day teil. Motto: »Elf Freunde und eine Präsidentin.« Littmann sagt, er habe kein Problem damit, benutzt zu werden, solange er wisse, wofür. Er nennt das »ein gesundes Verhältnis zur Prostitution«.

Mit schrägen Auftritten und seinem kompromisslosen Stil machte sich Littmann nicht nur Freunde.

Mit dem Aufsichtsrat lag er immer wieder quer. Als seine Amtszeit 2006 auslief und der Aufsichtsrat weder ihn noch einen anderen Kandidaten als Präsidenten vorschlug, kündigte Littmann seinen Rücktritt an und fuhr in den Urlaub. Obwohl er noch immer im Amt war, setzte der Aufsichtsrat ein neues Präsidium ein. Zurück aus dem Urlaub, klagte Littmann dagegen – und bekam recht. Kurz darauf wurde er von der Mitgliederversammlung erneut zum Präsidenten gewählt.

Dem Klub ist das gut bekommen. »Unter Littmann sind die Strukturen im Verein so professionell wie noch nie«, sagt Helmut Schulte, der einen Vergleich ziehen kann. Er hat die Profimannschaft von 1987 bis 1991 trainiert und von 1996 bis 1998 gemanagt. Seit 2008 ist er Geschäftsführer für den Bereich Sport beim St. Pauli. Er beschreibt Littmann als einen »Menschenkenner, dem man vertrauen kann, der einem aber auch Vertrauen schenkt«. In den sportlichen Bereich würde sich der Präsident, anders als seine Vorgänger, kaum einmischen. Im Catering-Bereich, in dem der Theatermann sich bestens auskennt, sei das anders: »Da ist weniger gut Kirschen essen mit ihm.« Wenn man mit Littmann ins Stadion geht, merkt man, was ihn auf die Palme bringt. Das Spiel verfolgt er fast wie versteinert, aber als er neben dem Stadion einen Bierverkäufer ohne Lizenz entdeckt, greift er zum Telefon – und schimpft über die »angeblichen Pauli-Fans, die sich selbst die Taschen vollmachen«. Seit seinem Amtsantritt hat Littmann die Catering-Erlöse verdreifacht.

Wenig zimperlich geht er auch gegen den Vermarkter Upsolut vor, an den der Verein im Jahr 2000 die Hälfte seiner Vermarktungs- und Merchandising-Rechte verkauft hat. Zum Teil gingen diese Rechte unter Littmann wieder an den Verein zurück. Aber Streitigkeiten blieben. Nun plant Littmann, eine Produktlinie mit dem Namen »Millerntor-Stadion« herauszubringen – am Vermarkter vorbei. Upsolut hat das per einstweiliger Verfügung verhindert. Im Gegenzug klagt der Verein jetzt gegen Upsolut. Wahrscheinlich ist Littmann, wie Krista Sager vermutet, ein »Macher«, der sich immer wieder beweisen muss. Gerade hat er eine Oper am Rostocker Volkstheater inszeniert. Sein früherer Brühwarm-Kollege Barner sagt, Littmanns Freundschaften hätten unter seinen vielen Aufgaben gelitten: »In wirklich brenzligen Situationen kann ich mich aber voll und ganz auf ihn verlassen.«

Am Ende des trashigen Theaterstücks um das *Geheimnis der Irma Vep* raunt Littmann seinem Bühnenkollegen zu: »Wenn wir jetzt rennen, sind wir schneller draußen als das Publikum.« Ein solcher Abgang ist im richtigen Leben nicht seine Art. Littmann verlässt die Bühne gern auf dem Höhepunkt des Erfolgs. Bei St. Pauli könnte das bald der Fall sein. Am Ende eines langen Abends sagt er: »Wenn wir aufsteigen, wenn die Haupttribüne gebaut ist, dann sage ich, komm, lass mal jemand anders machen, es ist gut.«

➔ Weitere Informationen auf ZEIT ONLINE: www.zeit.de/fussball